

Abschlussbericht

Beit Ganim

Meine Name ist Lea Madleen Vogt und ich durfte für neuen Monate Volontärin in dem Autisten-Wohnheim Beit Ganim (Zirim) der Organisation Alut sein. In dem Wohnheim leben inzwischen elf Autisten im Alter von 19 bis Mitte dreißig. Das Wohnheim liegt in dem Stadtteil Kiryad ha Yovel und ist eins von den zwei Wohnheimen, das meine Chefin Chaines äußerst akribisch, aber dennoch mit Liebe leitet. Ich konnte mich stets auf die liebevolle und zuverlässige Betreuung der Sozialarbeiterin Chen verlassen. Monatlich besprachen wir, wie es mir bei der Arbeit ergeht und ob ich mich in der Wohnung wohl fühle. Im Laufe der Zeit ist Chen für mich eine richtige Vertraute geworden, der ich alles erzählen würde, auch wenn ich mich am Anfang gar nicht darauf einlassen wollte. Doch getragen, getröstet und unterstützt wird man im Beit Ganim nicht nur von Verantwortlichen. Vor allem waren es die anderen Worker und meine zauberhaften Mitbewohnerinnen, die immer ein Ohr, ein Auge und ein Platz in ihrem Herzen für mich hatten. So viel zu meckern gab es aber auch nicht, denn unsere Wohnung, die zehn Minuten von meiner Arbeit entfernt liegt, befindet sich wirklich in einem guten Zustand. Und wenn doch einmal etwas fehlte musste man nur seine neu errungene, israelische Direktheit ins Spiel bringen und es wurde mal schneller, mal langsamer für Ersatz gesorgt. Wir bekamen zwei Mal im Monat sehr zuverlässig und ausreichend Geld.

Frieden

Bevor ich nach Israel gekommen bin dachte ich, die Sprache sei der Schlüssel zu einer Nation, seitdem ich hier bin, weiß ich, dass blonde Haare reichen. Das ist dann vielleicht nicht so feinmechanisch wie mit einem Schlüssel, aber es funktioniert. Ich muss mich einfach nur in den Bus setzen, dann starren mich die Leute wegen meiner Haarfarbe an und weil man hier keine Zeit vergeudet mit Zurückhaltung, fragen sie dich dann woher du kommst. Oft sind die Gespräche dann großartig und ich könnte innerlich hüpfen vor Freude über die Menschen hier, doch manchmal ist es auch unangenehm. Vor allem, wenn es Menschen sind denen mein Deutsch-Sein noch Angst macht. Ich fühle mich in diesen Momenten schuldig, ob es berechtigt ist oder nicht. Ich fühle mich ohnmächtig gegenüber einem Verbrechen, das ich nicht begangen habe, aber doch meins ist. Ich sage euch Deutschland ist mit dem Judentum und den Menschen, die es lebten ein wertvoller Schatz verloren gegangen. Verblüffender Weise ist vielen Überlebenden der Schatz der deutschen Kultur nicht verloren gegangen. Manchmal habe ich das Gefühl Goethe und Schiller sind hier mehr zuhause, als sie es in Deutschland gerade sind. An jeder Ecke findest du hier einen überquellenden Buchladen und die alten Menschen brauchen zum Teil zwei Hände um dir aufzuzählen wie viele Sprachen sie sprechen. Aber das ist auch logisch, denn als sie damals aus allen Richtungen in dieses fremde Land kamen, da musste man sich eben unterhalten und voneinander lernen, um gemeinsam leben zu können. Manchmal reichen blonde Haare eben doch nicht aus, um ein gerechtes Miteinander leben zu können. Mir haben schon ein paar Israelis erzählt, dass sie sich sehr darüber ärgern in der Schule nicht gut genug Arabisch gelernt zu haben. Von den Araber können im Gegensatz die Meisten hebräisch, denn sie brauchen es, um arbeiten zu können. Ich finde die Beziehung zwischen den Arabern und den Israelis wirklich faszinierend, denn die ganze Welt scheint sich darüber ein Meinung bilden zu wollen, und ich darf mir nun meine eigene ganz persönliche Meinung bilden. Natürlich ist meine Meinung genauso subjektiv wie alle anderen, aber in diesem Fall kenne ich mich als Subjekt wenigstens ziemlich gut. Also hier kommt meine Sicht der Dinge. Zuerst einmal kann man die Israelis und die Araber offensichtlich gar nicht unterscheiden, denn vom Aussehen gibt es nicht „den Israeli“, so wie es, traurig, aber wahr „den Deutschen“ gibt. Die Vorfahren der Menschen, die hier nun zuhause sind, kommen wirklich aus allen Ecken der Welt. Und die haben dann Familien

gegründet mit den Menschen, die aus der anderen Ecke kamen. So kommt es, dass die Leute, die hier zuhause sind, aussehen als wären sie auf der ganzen Welt zuhause. Meistens kann ich die Araber daran erkennen, dass sie arabisch sprechen. Die Israelis und die Araber sind sich in ihrer Mentalität ähnlicher als sie glauben. Und bis jetzt habe ich auch den Eindruck, dass die meisten Araber und Israelis hier mehr miteinander leben als nebeneinander. In meinem Alltag spüre ich den Konflikt der arabischen Welt und Israel so gut wie gar nicht. Dass das auch anders sein kann habe ich dann bei unserem Ausflug in die West Bank gemerkt oder bei Gesprächen mit meinen Kollegen bei der Arbeit. Aber meistens ist mir der Konflikt zwischen den orthodoxen und säkularen Juden viel präsenter. Nur manchmal realisiere ich dann wie extrem die Situation noch vor ein paar Jahren bei der 2. Intifada 2000 gewesen sein muss. Die Busse der Buslinie 19, mit der ich immer in das Zentrum fahre, sind damals bis zu zwei Mal am Tag in die Luft gesprengt worden. Ein Kollege erzählte mir, dass er damals jedes Mal, wenn er aus dem Haus ging, dachte, es sei das letzte Mal. Unter uns Volontären ist es eine Art Floskel zu sagen, man fühle sich hier super sicher. Ich weiß nicht wieso, vielleicht bin ich besonders ängstlich, aber manchmal stehe ich in der Straßenbahn und mir ist dann schon bewusst, nachdem ich auf Arabisch, Hebräisch und Englisch der Ansage gelauscht habe, meinen Rucksack nicht in der Straßenbahn zu vergessen, dass die Wahrscheinlichkeit größer ist als in Deutschland, dass in einem dieser vergessenen Rucksäcke auch Sprengstoff sein könnte. Ich fühle mich sicher, aber mir wird in manchen Momenten bewusst, dass Israel eine Insel in einer für mich sehr fremden und damit auch irgendwie unsicheren arabischen Welt ist.

Noch so einen Moment hatte ich als ich auf der palästinensischen Seite der Mauer stand, die die Westbank von Jerusalem trennt. In dem Moment spürte ich die Dramatik des Konfliktes, den die Mauer wurde nicht gebaut, um die Leute davon abzuhalten auf eine der Seiten zu flüchten. Die Mauer steht dort, um die Menschen vor Raketen zu schützen. Und in dem Moment konnte ich das erste Mal im Ansatz nachvollziehen was es bedeutet, nicht in Sicherheit zu sein. Nicht, weil ich in diesem Moment nicht in Sicherheit war, sondern weil ich nun beide Seiten der Mauer kannte und weiß, wie es hier vor ein paar Jahren war. Der Konflikt wurde real. Und ich kann euch sagen, wenn ich Angst habe, um mein zuhause, dann werde ich mir auch eine Mauer drum bauen. Egal wie unvernünftig das politisch betrachtet ist. Ich verstehe das ja, wir haben das alles in der Schule auseinander genommen und analysiert. Aber wir haben vergessen, dass das ja auch gar nicht unser zuhause ist und wie leicht man dann sagen kann, dass so eine Mauer für Ungleichgewicht sorgt. Ich war vier Tage in der Westbank und die ganze Zeit war ich verwirrt, weil ich so vieles nicht verstanden habe und so viele Gegensätzlichkeit gesehen und gehört habe. Es war als würde ich die ganze Zeit schweben, auf der Suche nach Schwarz und Weiß, aber so viel ich auch übersehen habe, es gibt bei der Sache zwischen Israel und Palästina kein Schwarz und kein Weiß. Und ihr glaubt gar nicht wie sehr ich in meiner Bequemlichkeit drauf gehofft habe. Und wenn ich ehrlich bin, wie gerne hätte ich auf der Seite von Palästina gestanden, um damit meinen Lifestyle zu schmücken. Es hat sich angefühlt wie ein kostengünstiger Abenteuerurlaub, wer will schon Fallschirmspringen, wenn man für 6 Shekel durch eine israelische Checkpoint Kontrolle fahren kann und Menschen mit schusssicheren Westen und Maschinengewähren sich deinen Reisepass angucken. Ich war in Bethlehem und Beit Jalla und ich hatte den Eindruck die Menschen leben da von der Mauer und von Jesus. Stellt euch vor, da haben sie einer Frau die Mauer direkt vor das Haus gebaut, die steht ungelogen keine drei Meter vor ihrer Haustür und diese Frau hat in diesem Land einfach keine andere Perspektive außer es zu ihrem Job zu machen, Leute in ihr Haus einzuladen, damit sie sehen wie nah die Mauer an ihrem Haus steht und zu erzählen wie sehr sie leidet, damit ihr Abenteuertouristen, wie wir es waren, ihre Postkarten von dem „Banksy“- Graffiti auf der Mauer abkaufen. Das verdeutlichte mir die Perspektivlosigkeit der Menschen, die seit drei Generationen keine andere Waffe haben, als ihr Leid. Und wir schauen es uns an, weil wir insgeheim doch von unserem Wohlstand gelangweilt sind, nach welchem wir zugleich immer mehr streben. Vielleicht ist

Bethlehem doch ein Weihnachtsort, denn gerade an Weihnachten sind wir alle nach etwas auf der Suche, was wir nicht mehr in immer größer werdenden Geschenken finden. Und hier haben es die Leute vor 2000 Jahren gefunden.

Ich fühle mich zu Hause, wenn ich den Betonklotz betrete in dem ich wohne. Ich höre keine Autos mehr hupen, sehe den Müll nicht mehr, ich habe mich an die Horden von Kindern und Schwangerer gewöhnt, schmeiße bedenkenlos Plastikflaschen in den Müll und kann mich über einen Liter Milch für umgerechnet ca. 1,30 nicht mehr aufregen. Jeder Tag ist nach wie vor besonders, aber es wird immer schwerer für mich von den Besonderheiten dieses Landes zu erzählen. Gestern Morgen aber wurde ich auf eine Art und Weise geweckt, die mich innerhalb von wenigen Minuten wieder zu einem Fremden gemacht hat. Ein Raketenalarm. Lea, meine Zimmergenossin und ich lagen beide noch im Bett, als die Sirenen losgingen. Im ersten Moment konnte ich das nicht so ernst nehmen, denn ich war noch aus der Schule daran gewöhnt den Feueralarm und jeden weiteren Alarm zu ignorieren. Im zweiten Moment fiel mir dann aber doch auf, dass sich das immer wieder kehrende Geräusch doch erstaunlich laut und bedrohlich anhörte und zudem einfach nicht aufhörte. Ich lag da wie gefesselt in meinem Bett, und die Westbank, die nicht einmal 4 Km von unserem Haus entfernt liegt, wurde auf einmal mehr als spannend, irgendwie bedrohlich. Und dann überlegte ich ernsthaft welchen Pullover ich mir überziehe, um in den Schutzbunker des Hauses zu flüchten. Ich habe mich, bis dahin, noch nie in meinem Leben ernsthaft bedroht gefühlt und kam mir dabei gleichzeitig so lächerlich vor. In meiner Welt gibt es keine Raketen, die einfach ohne Grund auf mich runter fallen und mich spüren lassen wie machtlos ich bin. Wenn ich in Gefahr bin, dann will ich da gefälligst selbst für verantwortlich sein. Für ein oder zwei Minuten machten diese Gedanken mich und meine anderen Mitbewohnerinnen regungslos. Als wir auf die Straße gingen, um uns nach der Reaktion der anderen Menschen zu orientieren, bekamen wir dann mit, dass der Raketenalarm tatsächlich nur eine israelweiter Kontrollalarm war.

Arbeit

Also der Grund warum ich hier bin, ist die Arbeit mit Autisten. Mein Job ist es für Menschen mitzufühlen, mit ihnen zu spielen und ihnen beim Duschen, Anziehen und all diesen Alltagsdingen zu helfen. Autisten sind Menschen, die einfach nur sie selbst sind. Ohne irgendwelche Regeln im Kopf, ohne Kultur, ohne Erziehung, ohne Scham, ohne Sprache und ohne Lügen. Ich habe noch nie so echte, „rohe“ Menschen getroffen wie sie. Und ich merke wie viele ich tue, weil es die Menschen um mich herum auch so tun. Versteht mich bitte nicht falsch, ich weiß jetzt wie angenehm und wichtig es ist, dass ich dazu in der Lage bin, mich an die Gesellschaft anzupassen, dass ich genauso ticke wie meine Mitmenschen und mit ihnen kommunizieren kann. Das alles ist für Menschen mit Autismus nicht selbstverständlich, nicht weil sie nicht in der Lage dazu sind zu sprechen, sondern weil jeder von ihnen seine ganz eigene Art hat sich auszudrücken oder zu empfinden. Jeder von ihnen nimmt völlig andere Dinge als schön oder schrecklich war als wir. Und jeder von ihnen drückt seine Stimmung ganz anders aus als wir. Wir sind zwar alle unterschiedliche Menschen, aber irgendwie ticken wir alle gleich. Ohne euch zu fragen, ahne ich, dass keiner von euch es genießen könnte Zigarettenfilter zu essen oder stundenlang eine Plastikbox einfach nur im Kreis zu drehen. Und, dass das nicht selbstverständlich ist, war mir vorher nicht bewusst. Denn die Menschen mit denen ich arbeite können diese Dinge durchaus genießen. Dazu kommt jedoch, dass sie auch ganz andere Sachen nicht schön finden als wir. Um herauszufinden, was das sein könnte, muss man feinfühlig sein. Sie können dir nicht zeigen, was sie gerade belastet, weil sie nicht wissen wie. Letztens habe ich eine Autistin geduscht und nicht gemerkt, dass das Wasser für sie viel zu warm war, da sie es mir einfach nicht

zeigen konnte. Sie hätte einfach nur den Mund aufmachen müssen, aber das hat es nicht getan. Seitdem bin ich noch viel vorsichtiger als zuvor und ich habe gemerkt, dass ich bei allem was ich mit ihnen mache für sie mitfühlen muss, denn sie werden mir nicht erzählen, dass es ihnen nicht gut geht. Doch dann gibt es Momente da treffen meine Welt und die eines Autisten irgendwie doch aufeinander und das ist so echt und so vertraut, denn in deren Welt gibt es keine Oberflächlichkeit und Lügen. Autisten sind so wie sie sich gerade fühlen. Ich kann diese autistischen Menschen wirklich lieben, auch wenn sie dir selten irgendetwas zurückgeben und manchmal sehr seltsame Dinge tun. Vielleicht weil sie so schutzlos sind und sich nicht hinter irgendwelchen gesellschaftlich Normen verstecken können. Und ich muss das bei ihnen auch nicht.

Der verlorene Sohn und ihre Brüder

Zu Hause war mir nie bewusst, dass ich frei meine Meinung geäußert habe und eigentlich nie auf Gegenmeinungen gestoßen bin. Als ich hier von Volontären meiner Organisation mit Gegenmeinungen im Glauben konfrontiert wurde, verletzte mich das. Erschütterte mich. Wir glauben alle an denselben Gott, aber wie kann es sein, dass dieser Gott jedem von uns einen anderen Weg zeigt. Und wir alle wollen in unserem Glauben nicht irren. Aber einer von uns tut es ja dann sicherlich? Oder glauben wir vielleicht an das selbe nur aus einer ganz anderen Richtung? Mein Glauben ist etwas ganz Persönliches. Man könnte auch behaupten ich lebe meinen Glauben nicht oder wenn, dann jedenfalls nicht charismatisch oder lebendig. Für manche sieht man meinen Glauben vielleicht zu wenig in der Art wie ich singe, bete, rede, lebe. Aber für mich gibt es nichts an dem man den Glauben äußerlich erkennen kann. Für mich ist Glauben etwas sehr tiefes, etwas was ich im Dialog mit mir selber spüre. Der Grund warum ich meine Gebete in Gottes Hände lege. Mein Glauben wohnt in meinem Geist. Und ja, ich muss gestehen da lasse ich ihn auch selten raus. Nicht weil ich ihn verstecken möchte, sondern weil er dort einfach sehr gut aufgehoben ist. Er lenkt mich dort in meinem Denken, hilft mir bei Gewissensfragen und macht mir unglaublich Mut. Und außerdem ist er dort sicher. Hier habe ich gemerkt, wie angreifbar mein Glaube ist, wenn ich ihn aus meiner inneren Welt hole und mit anderen in der Welt, in der ich lebe ,über meinen Glauben rede. Nur ein paar kleine Nebensätze, die andeuten, dass ich da etwas falsch verstanden habe, nicht richtig glaube, haben tiefe Verunsicherung in meinem Glauben hinterlassen. Die dann in meinem Inneren wieder lang und aufwendig geflickt werden mussten. Und immer wieder die Frage, warum glauben wir so unterschiedlich, können uns nicht einmal auf ein Richtig oder Falsch einigen und werden aber alle von demselben Gott gelenkt? Ich wurde am Anfang sehr verletzt, fühlte mich verlassen in weiten, stürmischen Ozean aus Vorwürfen, wenn ich mir anhören musste, dass mein Taufe als kleines Kind ja eigentlich gar nicht zählte, Schwule eine tiefe Sünde in sich tragen, und Nicht-Christen in die Hölle kommen, am besten meine geschiedenen Eltern gleich noch hinterher. Wir waren ein Haufen Orientierungsloser, die aus ihrem Schiff, das sich Gemeinde nennt, von Bord gesprungen sind. Und statt dem Strom in dem sie sonst immer mit geschwommen sind, auf ein Haufen Piraten traf, von dem jeder einzelne bereit war um den Schatz namens Recht bis zum Schluss zu kämpfen. Ich fühlte mich da in etwas hineingeworfen, doch ich musste erkennen, dass ich ja selbst gesprungen bin, mit meiner Entscheidung mit einer christlichen Organisation nach Israel zu fahren. Also habe ich den Kampf in meinem Inneren aufgenommen, wirklich zugehört und nochmal völlig neu gedacht und bin im Nachhinein unglaublich daran gewachsen. Ich habe das Gefühl meine Sicht auf die Welt ist nun um so viele Blickwinkel erweitert worden. Zuhause hätte ich diese Blickwinkel ignoriert oder nicht ernst genommen. Das brauchte ich ja auch nicht, wir haben uns ja auch schon auf einen gemeinsamen Nenner geeinigt. Aber hier musste ich mir Fragen stellen, die für mich doch eigentlich schon längst beantwortet worden waren. Von meiner Familie, Freunden, Lehrern und außerwählten Medien. Aber jetzt stand ich alleine vor diesen meist unangenehmen Fragen des Lebens, die wir

aufgrund unseres menschlichen Rudelverhaltens noch einmal in der Gruppe der Volontäre beantworten mussten. Ich kann sagen, dass sich dadurch meine frühere, oft als Offenheit getarnte, Gleichgültigkeit zu einer wirklichen Offenheit für andere Sichtweisen entpuppt hat. Ich muss aber auch sagen, dass meine Überzeugungen weitestgehend dieselben geblieben sind. Und die der anderen Volontäre auch. Jeder von uns will eben mit Verstand glauben, und wir alle verstehen eben anders. Ich weiß, dass mein Verstand Gott nicht fassen kann, aber ich brauche ihn so sehr, um glauben zu können. Ich kann nicht nur aus Liebe glauben und aus Furcht habe ich noch nie geglaubt. Am Ende haben wir sowieso alle nichts verstanden und sind trotzdem nicht verloren. Wir machen uns nur gegenseitig zu verlorenen Söhnen. In dem Gleichnis „Der verlorene Sohn“ sind am Ende wieder beide Brüder behütet bei ihrem Vater. Doch nur der, der sich bewusst war, dass er seinen Vater verlassen hatte, konnte sich darüber freuen. Der Sohn, der glaubte er lebe auf die richtige Weise mit seinem Vater, konnte sich am Ende nicht über die Gnade seines Vaters freuen. Hat am Ende nicht nur der Bruder, der zuhause geblieben ist, den Sohn zum verlorenen Sohn gemacht. Ich erkenne mich oft in dem daheim geblieben wieder, der auf sein rechten Weg beruht. Und bete dafür am Ende der verlorene Sohn zu sein, den Gott in seine Arme schließt.

Wüste

Jerusalem ist eine Wüste. Zu Beginn meiner Zeit hier habe ich Jerusalem als ein Märchen aus Tausend und einer Nacht beschrieben. Jerusalem war auch vor acht Monaten schon eine Wüste, nur ich war eine andere. Ich wollte etwas anderes finden, als das was ich gefunden habe, aber ich sage euch, dass was ich gefunden habe, will ich nie wieder verlieren.

Gestern waren es vierzig Grad. Ich habe endlich Zeit gefunden euch zu schreiben, weil ich beschlossen habe nicht mehr aus der 30 Grad kühlen Wohnung zugehen. Wenn ich durch die Wohnung fege liegt am Ende ein Kilo Wüstensand vor meinen Füßen und jedes Mal frage ich mich, wo der nur her kommt, denn um mich herum sieht es gar nicht nach Wüste aus. Doch der Schein trügt. Ich habe es hier schon manchmal erlebt, dass ein Blumenbeet, das am Vortag noch bunt bepflanzt war, am nächsten Tag nur noch aus verdorrten Gestrüpp bestand, weil die Bewässerung ausgefallen ist. Ich habe mich schon länger gefragt, warum die einzige Rasenflächen, die seit April überlebt hat, in dem Park vor unserem Haus ist. Bis ich eines Nachts so gegen drei nach Hause kam und dachte ich wäre im Regenwald. Um mich herum drängten sich dicht an dicht dutzende von Sprinkleranlagen. Das Wasserproblem in Israel ist eher relativ. Letztens ist mir auf dem Weg zur Arbeit ein Schmetterling entgegengekommen. Ich musste ihm schon fast ausweichen, denn er hatte bestimmt eine Flügelspanne von zwanzig Zentimetern, so etwas hatte ich bis jetzt nur tot und mit Stecknadeln an eine Wand geheftet gesehen. Die Antwort auf diese mysteriösen Ereignisse fand ich, als ich das erste Mal mit dem Auto von meinem Viertel aus in die Wüste gefahren bin. Nach einer Fahrt von ganzen zehn Minuten war um uns herum nur noch Weite Steinwüste zu erblicken. Ich lebe in der Wüste und geahnt habe ich es schon die ganze Zeit. Monat für Monat offenbarte sich mir, nicht nur meine geographische Lage hier, sondern auch meine Lebenslage und die der Menschen, um mich herum. Meine Mitbewohnerin pflegte zu sagen, Israel sei das Land, in dem für eine Menge Geld Milch und Honig fließt. Meine Kollegen arbeiten für umgerechnet 4,30 Euro die Stunde. Davon kannst du dir hier nicht einmal ein Glas Honig kaufen. Würden sie auch nicht, denn sie müssen jeden Schekel für ihr Studium sparen, das hier wirklich teuer ist und nicht vom Staat finanziert wird. Warum sollte der Staat sie da auch unterstützen er hat ihnen ja schon drei Jahre Militärdienst ermöglicht, bei dem sie Privilegien hatten, wie in Raketenabwehrstationen sie Stellung zu halten. Auch ich merke wie die ständige politische und religiöse Anspannung ein Teil von mir geworden ist. Jerusalem ist ein Ort

in dem man Grenzen brechen kann, weil es noch welche gibt. Wenn ich in Tel Aviv oder in Haifa aus dem Bus steige merke ich jedes Mal wie diese Anspannung meinen Körper verlässt. Und je mehr mein Herz mit Jerusalem schlägt, desto bewusster werden mir ihre sichtbaren und unsichtbaren Mauern. Was die Wüste noch so an sich hat, ist, dass man sich trotz der Weite irgendwie isoliert fühlt. So ergeht es mir hier auch, denn trotz der kulturellen Vielfältigkeit, bin ich am Ende immer noch die Fremde. Das merke ich auf der Arbeit, wenn ich den hebräischen Gesprächen nur lauschen kann, aber nie mitreden werde. Ich spüre das während der zahlreichen jüdischen Feste, an denen überall Familien in den Parks oder in ihren Gärten beisammen sitzen und ich auf dem Weg in eine Wohnung bin, in der nicht gefeiert wird. Ich fühle das jedes Mal, wenn ich arbeite und ich weiß, dass die Autisten immer noch nicht meinen Namen kennen. Zuhause gehöre ich dazu. Ich habe eine Familie, Freunde und kenne Orte an denen ich für das was ich tue Lob oder Anerkennung ernte. Der Boden zuhause ist nicht nur biologisch betrachtet reicher und fruchtbarer. Ohne große Mühen erntete ich dort Liebe und Wertschätzung. Jerusalems Boden zu bepflanzen ist eine Herausforderung. Man muss tief graben, um auf fruchtbare Erde zu treffen. Doch auf der Suche nach fruchtbarer Erde fand ich geistige Schätze, auf die ich zuhause nie gestoßen wäre. Und genau diese verborgenen Schätze sind der Reichtum Jerusalems, um den es schon seit Jahrtausenden geht, denn schon zu biblischen Zeiten war Jerusalem kein fruchtbarer Ort. Doch dieser Ort hat mich so viel fruchtbarer gemacht.

Jerusalem, dafür bin ich dir immer dankbar.

Schätze

Einer der größten Schätze, die ich hier gefunden habe ist der Shabbat.

„ Und der Herr sprach zu Mose: Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben und am Morgen von Brot satt werden und sollt inne werden, dass ich, der Herr, euer Gott bin. Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Lager. Und am Morgen lag Tau rings um das Lager. Und als der Tau weg war, siehe, da lag es in der Wüste rund um klein wie Reif auf der Erde. Und als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: Man hu? Denn sie wussten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat. Das ist aber, was der Herr geboten hat: Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden nach der Zahl der Leute in seinem Zelte. Und die Israeliten taten es und sammelten, einer viel, der andere wenig. Aber als man es nachmaß, hatte der nicht drüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht darunter, der wenig gesammelt hatte. Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte. Und Mose sprach zu ihnen: Niemand lasse etwas davon übrig bis zum nächsten Morgen. Aber sie gehorchten Mose nicht. Und etliche ließen davon übrig bis zum nächsten Morgen; da wurde es voller Würmer und stinkend. Und Mose wurde zornig auf sie. Sie sammelten aber alle Menge, soviel ein jeder zum Essen brauchte. Wenn aber die Sonne heiß schien, zerschmolz es. Und am sechsten Tage sammelten sie doppelt so viel Brot, je zwei Krüge voll für einen. Und alle Vorsteher der Gemeinde kamen hin und verkündeten es Mose. Und er sprach zu ihnen: Das ist es, was der Herr gesagt hat: Morgen ist Ruhetag, heiliger Sabbat für den Herrn. Was ihr backen wollt, das backt, und was ihr kochen wollt, das kocht; was aber übrig ist, das legt beiseite, dass es aufgehoben werde bis zum nächsten Morgen. Und sie legten es beiseite bis zum nächsten Morgen, wie Mose geboten hatte. Da wurde es nicht stinkend, und war auch kein Wurm darin. Da sprach Mose: Esst dies heute, denn heute ist Sabbat des Herrn; ihr werdet heute nicht finden auf dem Felde. Sechs Tage sollt ihr sammeln; aber der siebente Tag ist der Sabbat, an dem wird nichts da sein. Aber am siebenten Tage gingen etliche vom Volk hinaus, um zu sammeln, und fanden nichts. Da sprach der Herr zu Mose: Wie lange weigert ihr euch, meine Gebote und Weisungen zu halten? Sehet, der

Herr hat euch den Sabbat gegeben; darum gibt er euch am sechsten Tage für zwei Tage Brot. So bleibe nun ein jeder, wo er ist, und niemand verlasse seinen Wohnplatz am siebten Tage. Also ruhte das Volk am siebten Tage.“ 2. Mose; 16,11-30 (Luther)

Ich hatte diese Geschichte irgendwie immer im Hinterkopf, aber wie sehr sie meinem Leben ähnelt, merkte ich erst, als ich verstanden habe was der Shabbat ist. Der Shabbat ist nicht zu verwechseln mit unserem Sonntag. So wie ich meinen Sonntag nutze, ist er sogar das komplette Gegenteil. Der Sonntag ist für mich, und wahrscheinlich für viele andere auch, ein freier Tag, den ich dazu nutzen kann, Dinge zu tun, die mir kurz oder langfristig gut tun. Ich schlafe um Energie für die nächste Woche zu sammeln, ich treffe mich mit Freunden, mache Sport, lerne, gehe Arbeiten, räume auf, repariere mein Fahrrad, koche, backe, erledige Dinge zu denen ich nicht unter der Woche komme. Und am Ende des Tages fühle ich mich dann zufrieden, weil ich so viel geschafft habe. Am Shabbat hingegen geht es den Menschen darum gerade nichts zu schaffen, egal wie gut und sinnvoll es für sie wäre. Das heißt sie dürfen essen, aber nicht kochen, lesen, aber keine Gedichte schreiben, Musik hören, aber keine machen. Das habe ich lange als sehr sinnlos empfunden, denn all diese Dinge, die wir am Sonntag tun und die Juden am Shabbat nicht, bringen uns als Menschen doch voran. Und genau das ist der Punkt. Manchmal müssen wir beim Vorankommen gestoppt werden, um zu sehen, dass wir uns im Kreis drehen. Meine Zeit hier in Jerusalem habe ich als so einen Stopp erlebt. Ich wollte in meiner Zeit hier so viel sehen, so viel lernen, so viel erleben, damit ich nachher viel erzählen kann und viel zeigen kann und meine Leben vielleicht ein Stück wertvoller ist. Wahrscheinlich hätte ich bevor ich den Shabbat erlebt habe auch „Gefällt mir“ gedrückt bei dem Video von Julia Engelmann. Ich bin also angekommen in dem Märchen aus Tausend und einer Nacht, mit diesem „One-day-Gefühl“, dass mir ironischer Weise ein Israeli ins Herz gesungen hat und habe schnell gemerkt, dass Märchen nicht wahr werden, egal was Theodor Herzl sagt. Ich hatte mich selber in die Wüste gepflanzt. Ich fand zwar ein paar Quellen, an denen ich mein Selbstwertgefühl auftanken konnte, aber sie waren rar und ich merkte wie abhängig ich von ihnen war. Und ich erkannte, dass nicht ich es bin, die zufrieden ist, sondern der Boden, mein Leben, es ist, in dem ich meinen Frieden suche. Ich erkannte meinen eigenen Wert nur indem was ich geschafft hatte. Abitur, Führerschein, Wertschätzung von der Familie, Freunden oder sogar Fremden, Aussehen, Lifestyle, Intellekt. Ich spürte ein Verlangen nach etwas, was hier noch weniger gestillt werden konnte. Autisten geben keine Komplimente und man kann mit ihnen nichts zur Perfektion führen, wenn ich ehrlich zu mir bin, bin ich ihnen immer noch, wie am Anfang, ausgeliefert. Ich konnte meinen Wert nicht mehr in den Dingen finden, in denen ich ihn vorher erkannt hatte. War ich nun weniger wert? Ich hätte mir andere Dinge suchen können für die ich Wertschätzung bekomme, aber ich ahnte schon, dass ich mich damit nur weiter im Kreis drehen würde. Ich hatte keine Lust mehr, wahrscheinlich auch, weil ich genau wie damals das Volk Moses im Kopf hatte, dass ich meine Zelte hier nicht so lange aufschlagen würde. Und dann schenkte mir Jerusalem die Shabbatruhe. Shabbatruhe hat nichts mit Stille zu tun, dafür bin ich im falschen Land. Es ist die Ruhe gemeint, die im Frieden steckt. Die Ruhe, die man spürt, wenn man mit sich selbst zufrieden ist. Ich habe meinen Frieden mit mir gefunden, weil ich erkannt habe, dass ich Tag für Tag nur das einsammle, was mir gegeben wurde, so wie Gott den Israeliten Tag für Tag zu Essen gibt, so wird mir Tag für Tag, Gesundheit, Liebe, Vertrauen, Wohlstand und Wissen gegeben. Ich weiß, es ist immer noch mein Ding was ich daraus mache. Aber die Israeliten wurden satt, egal wieviel sie einsammelten oder wie sie die Wachteln zubereiteten. Und wenn du denkst, dass das, was du bist, nicht gegeben ist, sondern von dir erarbeitet wurde, dann besuche mal die Autisten an meinem Arbeitsplatz und erkläre ihnen, wie du es geschafft hast, dass du nicht bist wie sie. Genau wie die Israeliten bin ich viel zu sehr damit beschäftigt einzusammeln, was ich schon längst besitze. Die Israeliten können nicht mehr einsammeln als sie brauchen, am Ende ist es immer verdorben. Und auch ich kann nicht wertvoller sein als ich schon bin.

Mein Wert wurde mir gegeben und ich kann ihn nicht aufstocken. Omar, ein Autist, der sich mit Anfang zwanzig immer noch jeden Morgen in die Hose macht, ist genauso viel Wert wie du und ich, selbst, wenn einer von uns eines Morgens den Nahost Konflikt lösen würde. Und deshalb nehmen es die Religiösen mit der Shabbatruhe hier so ernst, nicht damit man sich darüber lustig macht, dass sie den Lichtschalter nicht betätigen, sondern damit sie sich erinnern, dass sie ihre Ruhe, ihren Frieden in sich finden sollen und nicht im Schaffen. Es liegt nicht in ihrer Hand, so wie der Lichtschalter oder der Kochlöffel. „Also ruhte das Volk am siebten Tage.“ Und so kam es, dass ich in diesem Shabbatjahr, dass ich mir unfreiwillig erteilt hatte, meinen Frieden fand, weil ich gestoppt wurde im Wertschätzung einsammeln.

Ich bin alleine mit Omar in dem kleinen Garten, der zu dem Haus gehört, indem die Autisten wohnen. Es gibt Essen. Ich sage Omar, dass er rein kommen soll. Ich weiß, er hat keine Lust reinzukommen. Er schlägt mir mit voller Wucht ins Gesicht. Meine Wange und meine Lippen fühlen sich taub an. Omar kann nicht sprechen, aber er lacht mich aus. Ich schäme mich.

Der Schmerz ist schnell weg und auf Omar kann ich auch nicht wütend sein, denn er versteht nicht, wo die Grenzen sind. Das Einzige was bleibt ist dieses Gefühl der Scham. Und die Verwunderung darüber, denn sie ist alles andere als berechtigt. Ich brauche mich nicht zu schämen, ich weiß um meinen Wert. Aber etwas anderes ist mir für einen Moment verloren gegangen. Das was mit vergast worden ist, als Deutschland Millionen von Juden tötete. Die Würde. Ich habe gelernt, dass die Würde keineswegs zum Menschen gehört, wie der Kopf oder das Herz. Ich habe gelernt, dass die Würde ein Geschenk ist, dass man behüten muss. Ich habe es von einem Volk gelernt, dass am eigenen Leib erfahren hat und erfährt, wie zart und sensibel die Würde ist. Ist sie fort, ist der Weg zurück zu ihr steinig. Hat man sie gar verjagt, indem man zum Beispiel einem System folgt, das versucht ein ganzes Volk auszurotten, ist der Weg noch länger und steiniger.

„Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern derer, die mich hassen...“(2. Mose 20.5)

Die Missetat meiner Väter ist nun hundert Jahre her. Ich bin das vierte Glied nach dem ersten Weltkrieg und das dritte nach dem Zweiten. Ich kenne meine Vorväter nicht, und weiß noch viel weniger, was sie getan haben. Aber hier muss ich nur sagen, wo sie gewohnt haben, wohin ich bald wieder zurückgehe, und ich weiß, dass sie etwas getan haben. Du wirst hier als Deutscher sehr würdevoll behandelt, aber manchmal merkt man, dass es ein Antasten ist und bei Weitem keine Routine. Das äußert sich dann durch unnatürlich, überschwänglich Lobreden die sich allerdings auffällig auf Äußerlichkeiten, wie Autos, Fußball und Berlin als Partystadt beschränken. Oft folgt nach dem Outing als Deutsche, aber noch der beschämte Blick nach unten. Die Missetat ist wie ein Kleid, dass ich nicht ausziehen kann. Hier in Israel ist dieses Kleid sichtbar, weil, die Schuld, die ich trage sich von dem Leid der Opfer unterscheidet. Aber in Deutschland ist es spürbarer. Es ist etwas passiert, was uns zum Schämen und Schweigen brachte, unsere Väter konnten sich selbst nicht mehr ganz ernst nehmen, wie sollten sie ihre Kinder ernst nehmen, wie sollten diese Kinder ihre Kinder ernst nehmen. Es ist, als ob wir manchmal unsere Seele mit unserem Vorgarten verwechseln. Sobald auf unserem Hofplatz ein bisschen Unkraut wächst, wird bis an Äußerste gekämpft. Die Ordentlichkeit bringen wir, wie vieles andere, bis zur Perfektion. Wie es in uns aussieht, steht oft an zweiter Stelle. Es ist bei weitem nicht selbstverständlich sich selbst zu würdigen. Aber wir sind in der Lage dazu. Autisten tun oft würdelose Dinge, vielleicht, weil sie keinen Blick für ihren eigenen Wert haben. Hätte ich Omar ins Gesicht geschlagen, ich denke, er hätte sich nicht geschämt. Meine Aufgabe ist es, seine Würde zu schützen, indem ich seinen Wert anerkenne. Ich kann alleine

würdevoll leben. Ob Autisten ein würdevolles Leben führen ist komplett abhängig von andern Menschen. Wie großartig wäre es, wenn ich mit dieser Arbeit ein kleines Stück der Würde an die Kindeskind der Väter wieder zurückgeben könnte, denen meine Väter die Würde genommen haben. Ich wünsche mir, dass ich die letzte Generation der Deutschen bin, bei der ein Jude beschämt auf den Boden schaut.

Und jetzt gehe ich zurück in ein Land, das unter dem Satz: „ Die Würde des Menschen ist unantastbar, sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung staatlicher Gewalt.“ Wirklichkeit geworden ist.

„Und doch beginnt ausgerechnet das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland mit einem Paradox, denn wäre die Würde des Menschen nicht unantastbar, wie es im ersten Satz heißt, müsste der Staat sie nicht achten und schon gar nicht schützen, wie es der zweite Satz verlangt.(...)Beide Sätze können nicht wahr sein, aber sie können sich gemeinsam, nur gemeinsam, bewahrheiten und haben sich in Deutschland in einem Grade bewahrheitet, wie es am 23. Mai 1949 kaum jemand für möglich gehalten hätte.“ Navid Kermani